

Anders heute! Der Turm überragt die ringum stehenden Bäume und frei kann das Auge von der Finne Auschau in das umliegende Gelände halten. — Eine reizvolle, liebliche Landschaft liegt da ausgebreitet, eine Landschaft, die lebhaft an Thüringen erinnert. Tausende von Natur- und Heimatfreunden sind im Laufe der letzten 28 Jahre hier oben gewesen und alle mußten bekennen, daß der Schwedenstein eine landschaftliche Perle ist, die verdient, recht oft besucht zu werden! —

Dem Turme gegenüber eine freundliche Veranda, in der man Schutz gegen Wind und Wetter hat. — Und an der Nordseite des kleinen Bergplateaus das malerische Raupach'sche Landhaus. Als Rarität sehen wir an ihm ein altes Bierzeichen von anno 1780. —

Es fiel mir wahrlich schwer, Abschied zu nehmen! Ich wanderte nun hinüber nach der idyllischen Luchsenburg. Am Tollerwege im Walde die Reste eines ehemaligen Kalkofens. Schon von manchem ist das turmartige Gemäuer für eine Burgruine gehalten worden und zwar für den letzten Rest der alten Luchsenburg. —

Ein idyllisches Plätzchen, die Luchsenburg, ein ehemaliges Forsthaus mit Gastwirtschaft. Wer seinen abgearbeiteten Nerven einmal Stärkung verschaffen möchte, der gehe einige Wochen nach der einsamen und so lieblich von Wald und Wiesen umrahmten Luchsenburg. Er wird gewiß mit neuem Lebensmut heimkehren. Die köstliche Waldluft wird Wunder an ihm tun! —

Nach der Sage stand die Luchsenburg ursprünglich oben am Westabhange des Hochsteines, die einst vom Teufel selbst aus riesigen Felsblöcken erbaut worden war und zwar als ein Jagdschloß. Aber durch den Jagdsegen eines frommen Mannes hatte der arme Teufel später kein Glück bei der Jagd mehr. Alle seine Geschosse gingen fehl. Er mußte erkennen, daß ihm ein sogen. Waidmann gefehlt worden war. Darüber ergrimmte der Teufel so sehr, daß er sein schönes Jagdschloß eines Tages selbst zerstörte und voller Grimm die Felsblöcke wütend umher schleuderte. Daher soll es kommen, daß am Westabhange des Hochsteines so viele Steinblöcke liegen.

Aus den Trümmern der zerstörten Luchsenburg sollen dann später Jäger in der Nähe, und zwar am Fuße des Westabhanges des Hochsteines ein Jagd- und Forsthaus erbaut haben, dem sie zur Erinnerung den Namen Luchsenburg gaben, und jenen Namen führt das einsame Forsthaus heute noch.

In früheren Zeiten gab es in den Waldungen rings um den Hoch- oder Sibyllenstein viele Wölfe. Ihnen stellte man dadurch nach, daß man mitten im Walde Gruben anlegte. solche Wölfsgruben finden wir heute noch in der Nähe der Luchsenburg, die in Kriegszeiten den Anwohnern als Zufluchtsstätte dienten.

Nach längerem Aufenthalte in der Luchsenburg stieg ich zum Hochstein empor. Der Weg da hinauf ist nicht zu versehen. Eine kleine Strecke unterhalb des mächtigen Felsenaltars steht am Wege eine Tafel mit folgender Aufschrift:

Unser ist der Wald, und unser soll er bleiben!
Ruft ihr! — Recht so!
Aber merket: Er wird nur dann und so lange euer sein, wann und wie lange ihr ihn zu schützen und zu schätzen wißt als ein köstlich Gut, als den unverstößlichen Jungbrunnen, darin ihr euern bessern Menschen badet!

Und wo es hinauf zum Felsenaltar geht, trägt neben einer Ruhebank und Tafel eine andere Tafel die Worte:

Flaschen, Lüten, Packpapier
sind dem Walde keine Zier.
Bringst Du sie gefüllt bis her,
trägst Du heimzu auch nicht schwer

Unter drei stattlichen Buchen ein lauschiges Plätzchen mit Bänken und Tafeln. Da steht zu lesen:

Wer Sinn und Herz hat für Natur,
der schützt vor Frevdel Wald und Flur!

Der Hochstein gilt bei den Archäologen für eine altheidnische Opferstätte. Die schüsselförmigen Vertiefungen auf den ersten Felsen sollen die Blutschüsseln sein. — Zahlreiche Felsen knüpfen sich an den Hochstein, die noch heute im Walde leben. Ueber sie und über die Geschichte des Hochsteines möchte Mol.
Fr. Bernh. Störzner.

Die große Wasserflut im oberen Rödertale anno 1804.

(Nachdruck verboten.)

Die Hochflut, von welcher in diesen Tagen die Ortschaften des oberen Rödertales so schwer heimgesucht worden sind, weckt Erinnerungen an ähnliche elementare Ereignisse. Der Monat Juni scheint verhängnisvoll zu sein. Im Juni 1804 durchbrauste das Rödertal eine Wasserflut, wie die damaligen Bewohner es noch nicht erlebt hatten. Der Winter von 1803 zu 1804 war ein sehr grimziger gewesen. Sämtliche Wassermühlen des Rödertales froren ein und das Eis in Flüssen und Teichen reichte bis auf den Grund. Die Keller vermochten nicht die Kälte abzuhalten. Das Röhrrwasser in Radeberg froren ein, und die Brunnen hörten auf zu fließen. Infolgedessen trat großer Wassermangel ein. In Pulsnitz zersprengte die Kälte den großen Wassertrog auf dem Marktplatz. Die Bewohner Stolpens mußten das Wasser unten in Rennersdorf holen und den Leuten daselbst ablaufen. Auch in Radeberg war man ohne Wasser. Die Wintersaaten hatten unter der furchtbaren Kälte so gelitten, daß sie im Frühling umgepflanzt werden mußten.

Der Frühling brachte günstige Witterung, doch bald wurde es anders. Anfang Juni hatte die Sonne acht Tage hindurch strahlenloses, milchweißes Licht, es war das gerade zu der Zeit, da der Vesuv und der Aetna furchtbar wüteten. Da begann es am 12. Juni zu regnen. Der Regen wurde bald ein wolkenbruchartiger, und es schien, als hätten alle Fenster des Himmels sich geöffnet. Bald stiegen die Wasser der Gräben und Bächen aus ihren Ufern. Von den Bergen herab stürzten wahre Gießbäche, und die Räder vermochte die Wassermengen nicht mehr zu fassen. Sie trat aus ihren Ufern und überflutete weithin das angrenzende Gelände. Den höchsten Wasserstand erreichte die Flut am 14. Juni in Groß- und Kleinröhrsdorf, Wallroda und Radeberg. In Wallroda und Radeberg standen viele Wohnhäuser — bis ins 2. Stock — unter Wasser. Die Wege und Stege waren zerrissen, alle Brücken zerstört, die Wiesen mit Schlamm, Sand und Geröll übersüttet, das Getreide der überfluteten Felder fortgeschwemmt. Es war ein namenloses Elend. Menschen und Vieh waren vielfach ertrunken. Die Erde war, soweit man hier eingrub, durchnäßt und mit Wasser überladen. Allerorten brachen neue Quellen hervor. An dem Wege des oberen Kirchberges in Großröhrsdorf, nicht weit von der Schule entfernt, der jetzigen Kautorei, schoß ein starker Wasserstrom aus dem Berge, den man in einen besonderen Graben ableiten mußte. Nachdem die Wasserflut sich verlaufen hatte, trat wiederum Regenwetter ein. Es regnete den ganzen Sommer hindurch. Das wenige Getreide, das die Wasserfluten verschont hatten, ging an auszuwachsen. An ein Ernten war gar nicht zu denken, und so kam es, daß das Getreide auf dem Felde verfaulte. Die Menschen wollten verzweifeln. Mit Bangen sah man dem kommenden Winter entgegen. Der Preis eines Scheffels Korn war indessen auf 9 Taler gestiegen, ein Scheffel Weizen kostete 2 Taler, ebenso auch ein Scheffel Erbsen. Eine große Teuerung war die nächste Folge der furchtbaren Ueberschwemmung und des nassen Sommers. Im Juli 1805 kostete ein Scheffel Korn 18 Taler. Ein Lot Brot mußte mit 10 Pfennigen bezahlt werden, für so vieles Geld waren noch selten Korn und Brot zu haben. Auf den Märkten schlug man sich um das Korn, bei den Bäckern um das Brot. Ein kleines Brot kostete einen blanken Taler und noch mehr. Die Not war groß. Die Leute griffen zu ganz unnatürlichen Nahrungsmitteln. Viele aßen Gras und allerlei Kräuter. Wurzeln grub man aus der Erde und genoß sie teils roh, teils gekocht. Die hungrigen Kinder aßen das unreife Obst von den Bäumen. Bleiche und abgeehrte Gestalten schlichen umher. Die Arbeiter mußten hungrig an ihre Geschäfte gehen. Obgleich der Lohn verhältnismäßig ein hoher war, so reichte er doch kaum hin; denn ein sogenanntes Guldenbrot reichte für die Person des Arbeiters allein kaum aus. — Der damalige Kurfürst ließ die staatlichen Getreide-Magazine öffnen, ließ Korn in das Land fahren. So erhielt Großröhrsdorf am 22. Juli 1805 gegen 60 Scheffel Korn, desgleichen am 2. August 60 Zentner Mehl, ferner 3 Zentner Reis und abermals 26 Scheffel Korn, da auch die Ernte in der Radeberger Gegend 1805 infolge anhaltender Kälte mißraten war. — Fast hat es den Anschein, als sollte das Jahr 1926 ein solches werden wie 1804. Gott verhüte die Wiederkehr solcher Zeiten! Ist doch die Not im lieben deutschen Vaterlande so schon groß genug.
Fr. Bernh. Störzner.

Sinnprüche.

Borwürfe sind oft veräüumte Ratsschläge.

Unverfälschter als in dem, was einer von sich selbst erzählt, kommt sein Charakter darin zum Vorschein, wie er über andere urteilt.

Mildernde Umstände sind nicht bloß zum Eigengebrauch da.

Druck und Verlag von Friedrich Nag, G. m. b. H., verantwortlich für die Schriftleitung Nag Fiederer, sämtlich in Bischofswerda.